

Eheideal einerseits, ökonomische Zwänge, gesellschaftlich-familiäre Rücksichtnahmen und bürgerliche Tugenden von Ordnung und Triebregulierung andererseits; Gleichrangigkeit der Ehepartnerin als Seelenfreundin einerseits, Orientierung der Frau auf Bedürfnisse des Mannes bzw. des Haushalts andererseits usw.

Nun zeigen sich gerade in diesem Zusammenhang aber auch die Grenzen der hier gewählten Zugangsweise. Die angeführten Widersprüche werden wohl kenntlich gemacht, aber nicht systematisch in der Erfahrungswirklichkeit, in der biographischen Verarbeitung aufgesucht. Um überhaupt Erkenntnisstatus bzw. Reichweite der vorliegenden Resultate näher zu identifizieren, muß man sehr entschieden auf die prinzipiell unterschiedliche Wahl hinweisen, entweder primär (geäußerte) Einstellungen oder konkrete Verhaltensweisen zu analysieren. Wenn auch die Argumentation nicht schlichtweg im diskursiven Raum verbleibt, so suggerieren die zugrundegelegten Quellen doch ein in der Nähe des Normativen angesiedeltes Bild. Die konkrete Wirkungsweise von Praxis- und Habitusformen, die innerhalb des Kreises der Bürgerlichen sowohl Kohäsion wie Differenzen schufen, die ideologische Verbrämung sozialer und materieller Interessen, die Polyvalenz und tatsächliche Reichweite der thematisierten Werte, ihre mögliche strategische Handhabung, die konkrete Situationsrelevanz verhaltensleitender Faktoren, die in der Einzelbiographie geleistete – oder nicht geleistete – Verknüpfung der Werte sowie ihr jeweiliger Stellenwert im psychosozialen Gesamthaushalt: all dies kann kaum in den Blick kommen, wenn man Kultur als von der Praxis abstrahierbaren historischen Bereich »auf dem dritten Niveau« thematisiert. Im übrigen fällt auf, daß die Verhältnisse in der traditionellen, ständischen Gesellschaft, etwa was die Schule oder die Konvenienzehe angeht, in ihrer Funktion als Kontrastfolie entschieden zu schematisch und einsinnig gezeichnet sind. Diese Relativierungen in Rechnung stellend, wird man jedoch zu dem Buch von Michael Maurer künftig als einem Standardwerk greifen können, wenn es um das Thema der Formierung einer bürgerlichen Kultur im Aufklärungszeitalter geht.

*Edwin Dillmann, Saarbrücken*

Jakob Messerli, Gleichmässig, pünktlich, schnell. Zeiteinteilung und Zeitgebrauch in der Schweiz im 19. Jahrhundert, Chronos Verlag, Zürich 1995, 296 S., geb., 48 DM.

»Zeit ist ein knappes Gut« in unserer heutigen, schnellebigen Zeit, und damit ein wirtschaftlicher Faktor, der vermeintlich über Erfolg oder Mißerfolg entscheidet. Doch war dies zu allen Zeiten so, und welche Rolle spielt die »Zeit« bei der Entwicklung der modernen Industriegesellschaft? Jakob Messerli geht diesen Fragen am Beispiel der Schweiz des 19. Jahrhunderts nach. Wer ihm auf dieser Zeitreise folgen will, kommt in den Genuß eines lesenswerten, nicht selten unterhaltsamen Buches. Oder wer hätte etwa gedacht, daß im Streit um das Für und Wider einer Zeitumstellung in Basel gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits ähnliche Argumente zum Zuge kamen, wie wir sie aus der Debatte um die heutige europäische Sommerzeit kennen? Damals beriefen sich die Befürworter der bis 1798 gültigen Baseler Zeit, die beim höchsten Sonnenstand bereits ein Uhr anzeigte, unter anderem auf den Vorteil, daß in den Abendstunden weniger künstliche Beleuchtung verbraucht werde. Ausgehend von Norbert Elias' Zeittheorie (Zeit als soziale Konvention) und in Weiterführung von Edward P. Thompsons Untersuchung über die Zeit als bestimmendes Element der Arbeitsdisziplin im Industriekapitalismus stellt Messerli die Frage nach dem Übergang von einer vorindustriell-agrarischen Zeiteinteilung, in der der tägliche Lauf der Sonne das Leben bestimmte, hin zur Zeiteinteilung,

lung der arbeitsteiligen Industriegesellschaft. Dafür stützt er sich auf breites Quellenmaterial, das neben schriftlichen Quellen wie Verwaltungsakten, Zeitungen oder Tagebüchern auch Erhebungen der Sprachforschung, Bilder, Landeskarten und Sonnenuhren einbezieht. Damit gelingt ihm ein vielschichtiger Blick auf die sich wandelnde Funktion und Bedeutung der Zeiteinteilung in der Schweiz des 19. Jahrhunderts.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil zeigt Messerli, wie die sehr unterschiedlichen lokalen und regionalen Tageseinteilungen, Stundenzählungen und Kalender einer für die ganze Schweiz gültigen Zeitmessung weichen mußten. Dabei stützt er sich auf Beispiele aus allen Landesteilen, was die Vielschichtigkeit, aber auch die Bedeutung des Prozesses besonders veranschaulicht. Ein Beispiel sei hervorgehoben: Bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts war im Tessin die italienische Zeit gebräuchlich. Im Gegensatz zur nördlich der Alpen verbreiteten »deutschen Zeit«, die den Tag in zwei mal zwölf Stunden teilt und mit Mitternacht beginnen läßt, zählte der Tag der italienischen Zeit 24 Stunden. Die Stundeneinteilung war variabel, da der Tag jeweils beim Einbruch der Dunkelheit begann. Treibende Kraft der allmählichen Verheitlichung war die zunehmende gesellschaftliche und wirtschaftliche Verflechtung, die eine einheitliche Zeiteinteilung notwendig machte. Die modernen Transport- und Kommunikationsmittel Eisenbahn und Telegrafie beschleunigten diesen Prozeß nach der Jahrhundertmitte. 1853 wurde die Berner Lokalzeit verbindliche Einheitszeit für den Post- und Telegrafieverkehr. In der Folge setzt sie sich in den meisten Landesteilen als Zeitählung durch. Am 1. Juni 1894 kam es zur Einführung der mitteleuropäischen Zeit, der sich alle Kantone anschlossen. Nun folgte die Zeit auch in der Schweiz einer internationalen Übereinkunft; die Sonne hatte als lokaler Zeitmesser endgültig ausgedient.

Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit der konkreten Vergegenständlichung der Zeit, den Uhren. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Verbreitung öffentlicher und privater Uhren, die den Lebensrhythmus der Menschen immer nachhaltiger prägten. Viele Jahrhunderte dienten Sonnenuhren – und in der Schweiz auch Berggipfel – als Zeitmesser oder Orientierungspunkte. Am Beispiel der Stadt Bern zeigt Messerli, wie der Bedarf nach öffentlichen Uhren im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr zunahm. Ein epochaler Schritt war die Einführung eines elektrischen Zentraluhrsystems im Jahre 1890. Von nun an schlug in der ganzen Stadt buchstäblich dieselbe Zeit. Im Privatbereich waren Wand- und Stubenuhren schon zu Beginn des Jahrhunderts weit verbreitet. Dies läßt sich anhand von Konkursakten und den darin enthaltenen Inventarlisten zumindest hinreichend vermuten, auch wenn aufgrund der insgesamt lückenhaften Überlieferung und schmalen Quellenlage Vorbehalte bleiben. Demgegenüber wurde die Taschenuhr erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Massenuhr, nachdem die technische Entwicklung zu einem markanten Preisrückgang geführt hatte.

Im dritten und letzten Kapitel befaßt sich Messerli mit dem Wandel des Zeitgebrauchs. Ausgehend von Benjamin Franklins 1748 formuliertem Merksatz »Zeit ist Geld« beleuchtet er die Durchsetzung dieser These, die die Zeit als eine zentrale Ressource der kapitalistischen Gesellschaft begreift. Allerdings wird der Autor hier seinem eigenen Anspruch nur teilweise gerecht. Zwar untersucht er unter dem Stichwort »rationelle Zeitnutzung« Texte wie beispielsweise Volkskalender oder populäre Zeitschriften, in denen der Umgang mit der Zeit (Zeitsparen, Zeitplanung, Pünktlichkeit) breit thematisiert wurde, bleibt aber die Antwort schuldig, ob und wie die Leserinnen und Leser den Anweisungen und Ratschlägen folgten. Gab es keine Gegenkräfte? Wie stark war das beharrende Moment der Menschen, die sich dem neuen Rhythmus der Industriegesellschaft ausgesetzt sahen? Hier finden sich leider keine Antworten, auch wenn die Dimension der rationellen Zeitnutzung für das Industriezeitalter insgesamt deutlich wird. Abschließend wirft Messerli noch einen Blick auf die allmähliche Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeits- und Ruhezeit. Naturwissenschaftliche Untersu-

chungen verbreiteten das Wissen über die Bedeutung angemessener Ruhepausen für die menschliche Leistungsfähigkeit. Dem folgten die Durchsetzung der Sonntagsruhe und die allmähliche Reduktion der Arbeitszeit. Auch hier setzte sich ein rationaler Umgang mit der Zeit durch.

*Hermann Wichers, Basel*

Remi Hess, *Der Walzer. Geschichte eines Skandals*. Aus dem Französischen übers. v. Antoinette Gittinger, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1996, 363 S., 18 Abb., geb., 58 DM.

Dies ist das informative, gefällig geschriebene, adäquat übersetzte Glaubensbekenntnis eines Walzer-Missionars. Remi Hess, Professor und Leiter des »Laboratoire des danses sociales« an der Universität Paris VIII, Herausgeber der Zeitschrift »Dansons« und Verfasser einer ähnlichen Studie über »Le Tango« (Paris 1996), liebt sein Thema. Das Klappen-Foto zeigt ihn mit Dame lächelnd beim Walzertanzen. So ist das ganze Buch: Stets kompetent, sobald es historische Tanztechniken analysiert; versiert plaudernd, wo es um deren soziales Umfeld geht; zum Lächeln ermunternd, sobald es versucht, solche Rekonstruktionen auf den theoretischen Begriff zu bringen.

Nicht so sehr Skandale sind sein Thema, sondern, so der Original-Untertitel, die »Révolution du couple en Europe«: der Nachweis, daß der gegen Ende des 18. Jahrhunderts vollzogene Übergang vom Reihen- und Gruppentanz zum »geschlossenen Paartanz im Dreivierteltakt einen grundlegenden historischen Umbruch« bedeute (S. 328). Davon handelt vor allem der erste Teil. Gegen die deutsche Forschungsmeinung (die Hess in einem für französische Standards erstaunlich hohen Maße konsultiert) sucht er die Volte, einen lebhaften, bisweilen athletischen Springtanz des 16. und 17. Jahrhunderts, als Vorläuferin des Walzers zu erweisen. Ausführlich schildert er dann die »Walzomanie« in Paris, Wien und London. In einem vierten Teil erörtert Hess ganz ernsthaft (und keineswegs bloß historisch) die Frage, ob Walzertänze unmoralisch sei. Von der Diskussion der (durchaus nicht absolut pruden) Stellung der Kirche und Fragen des Dekolletés bei Ballkleidern gelangt er zu dem freundlichen Kompromiß, daß eben alles vom Charakter der Tanzenden abhängt (S. 288). Auch sein Überblick über den Niedergang des großbürgerlich-aristokratischen Walzers im Zeitalter von Demokratie und Diskotheken endet versöhnlich-optimistisch.

Da Hess eine Vielzahl unterschiedlichster Quellen zusammenholt – von Autobiographien und poetischen Werken über Tanztraktate und theologische Erörterungen bis zu zeitgenössischen Pressestimmen und aktuellen (selbst durchgeführten) Feldstudien –, ist sein locker gewebtes Buch eine Fundgrube. Daher, vor allem aber wegen seiner stets praktischen Perspektive, bietet er oft Besseres und Genaueres als etwa das theorielastige deutsche Parallelwerk von Braun/Gugerli (vgl. AfS 35, 1995, S. 399 f.). Hess' »Thesen« hingegen, daß der Walzer »einen wesentlichen Bestandteil der europäischen Identität« bilde (S. 329); daß er natürlich eine französische Errungenschaft sei und daß er nicht zuletzt das Denken Hegels stark geprägt habe – »Denkt man nicht beim Walzertanzen an Marx' Forderung, Hegels Dialektik vom Kopf wieder auf die Füße zu stellen?« (S. 329) –, kann man getrost und amüsiert auf sich beruhen lassen.

*Gerrit Walther, Frankfurt/Main*